



# ern der Neger.

## Katholische Missionszeitschrift

Herausgegeben von der Kongregation:  
Missionäre Söhne des heiligsten Herzens Jesu.

Preis ganzjährig: Österreich 2 50 S., Deutschland 2 Mark, Italien 8 Lire, Ungarn 2 50 Pengö, Tschechoslowakei 12 Kč, Jugoslawien 25 Dinar, Schweiz 2 50 Franken, übriges Ausland 2 Wolomark.

Unser Heiliger Vater Pius XI. hat wie schon früher Papst Pius X. der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den Apostolischen Segen erteilt. Für Wohltäter werden täglich heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberbirnen von Brixen, Brünn, Graz, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Trient, Triest und Wien und Bruderlaubnis des Generalobern.

Heft 4

April 1934

XXXVII. Jahrgang.

### Ostergedanken.

Von P. Jakob Lehr.

Wenn die Krippe von Bethlehern umwoben ist von dem bestrickenden Zauber eines holdseligen Kindleins, so strahlt das Grab von Gethsemani im blendenden Glanz männlicher Kraft, gottmenschlicher Macht. Die Erde bebte. Felsen bersten, und auf dem umgeworfenen Grabstein predigt der siegreiche Glaube einer wahrheitsdürstenden, glückshungrigen Welt die frohe Botschaft neuen Lebens und neuer Liebe.

Neues Leben — körperlich, geistig und seelisch!

Aus der dunklen Öffnung dieser Gruft grüßt nicht die widrige Frage der Verwesung. Weißgekleidete Engel sind die Mäuler eines neuen Lebens ohne Not und ohne Tod. Tod, wo ist dein Stachel? Grab, wo ist dein Sieg?

Was liegt daran, wenn eine Handvoll Weiser, die zu Toren geworden sind, ein solches Wunder nicht zu fassen vermag? Wie das erste Osterefest vor fünf und dreißig hundert Jahren vom Jubel über die Befreiung aus Pharao's Knechtschaft umbraust war, so flattern die goldenen Bänder der Osteronne noch immer wieder über den gesprengten Ketten höllischer Herrschaft.

Aus dem Grabe Christi quillt die Freiheit der ganzen menschlichen Rasse. Es war

ein persönlicher Sieg, nicht über seine Feinde, sondern über die schrecklichen Zustände, welche dieses Leben zum Tod und diese Erde zum Leichenfelde machten. Einige Gewaltmenschen hielten den Erdkreis wie mit Tyrannenfaust umklammert. Was er bot, war nur für sie. Selbst den Titel der Gottheit wandten sie sich um die stolze Stirne. Die große Masse der Menschheit schmachtete in den Banden der grausamsten Sklaverei. Der einzelne war eine völlige Null. Welches Recht hatte er gegenüber seinem Herrn? Alles, was man ihm gnädig zugestand, war, daß er für ihn kämpfen und sterben durfte. Selbst die Frucht der Arbeit seiner Hände fiel in den unerfülllichen Schoß seines Gebieters.

Wenn es heutzutage anders aussieht, so nur deshalb, weil Christus zugleich mit den Banden des Todes die Ketten der Sklaverei gebrochen hat. Jetzt weiß auch der höchste Machthaber dieser Welt, daß ein noch Größerer über ihm waltet. Ebenso weiß der letzte Untertan, daß er eine Seele hat mit unveräußerlichen Rechten, die er gegen Willkür und Übergriffe, selbst der Mächtigsten, verteidigen darf und muß. Die Freiheit des Geistes brachte die Freiheit des Leibes, und niemand kann einen Menschen zum Sklaven machen, der überzeugt ist, das Recht zu haben, frei zu sein.

Ein Sprichwort sagt: Leben und Lieben beginnen mit einem Leide. Tatsache ist, daß für den Menschen Leben zugleich Lieben bedeutet. Der Mensch muß lieben wie der Teufel hassen. Aber sowenig die Menschheit vor Christus ein wahres Leben kannte, ebensowenig wußte sie etwas von wahrer Liebe. Wie ein neuer, hellstrahlender Stern am tiefschwarzen Himmel auch dem Unverständigen Bewunderung abnötigt, rüttelten Christi Worte von dem neuen Gebot der Liebe, von seinem Gebote, die liebeleere Menschheit aus dem rücksichtslosen Taumel selbstüchtiger Vergnügungen auf. Sie empfanden nicht, sie verstanden nicht, aber sie stammelten dennoch: Seht, wie sie einander lieben!

Diese Liebe war von jeher und wird für immer das leuchtende Merkmal der Kirche Christi sein. Sie hat aus der Armut einen Schatz gemacht und selbst in den beweinenswerten Tagen, als der erste Eifer ihrer Kinder erkaltete, tausend Werke christlicher Barmherzigkeit mit der Blut ihres mütterlichen Herzens zu neuem Leben entfacht. Wenn heutzutage die Kirche mit materiellen Mitteln nicht mehr so viele Samariterdienste an der leidenden Menschheit leisten kann, so ist das wahrhaftig nicht ihre Schuld. Wenn man die Art ihrer Ausplünderung nur mit dem Fremdwort Säkularisation bezeichnen konnte, so verrät das allein schon, wie gründlich die Diebe am Werke waren. Beraubt und angefeindet, opfert die Kirche immer noch

wie die arme Witwe im Evangelium. Übrigens, was wäre die moderne Welt ohne die Errungenschaften, die sie der Kirche verdankt? Ist das Wasser vielleicht deshalb schlechter, wenn man in die Quelle spuckt, aus der man getrunken hat?

Gerade an Ostern kommt es uns so recht zum Bewußtsein, daß die Kirche ein lebendiges Wunder ist. Sie ist das Wunder des großen Osterwunders. Die Kirche ist gestiftet von dem auferstandenen Christus. Die Apostel sind gesandt von dem auferstandenen Christus. Ihre unvergleichlichen Vollmachten erhielten sie von dem auferstandenen Christus. Man kann daher füglich sagen: Die Kirche kam hervor aus dem Grabe Christi. Denn wäre Christus nicht von den Toten auferstanden, dann gäbe es keine Kirche und kein Christentum, weil Christus nicht Gott wäre. Aber er ist auferstanden! Daher ist uns Christus nicht ein Weltweiser, sondern die ewige Weisheit selbst, nicht ein Säkularmensch, sondern der Gottmensch. Das Christentum bildet uns nicht ein Mäntelchen für äußere Anständigkeit, sondern die notwendige Grundlage unseres gesamten Lebens. Die Kirche erscheint uns nicht als eine nützliche Anstalt, um widerspenstigen Menschen Gehorsam zu predigen und sie in irdischem Ungewach mit den Wonnen des Himmels zu verträsten, sondern sie ist uns der fortlebende Christus, der, triumphierend über Tod und Hölle, am Ostermorgen seine ewige Herrschaft antrat.

## Nimm die Bersehtasche mit!

Von P. Karl Fischer.

Mehrmales in der Woche reite ich in die Außenstationen, um Gottesdienst zu halten, Katechismusunterricht zu erteilen und die Neger in ihren Hütten zu besuchen. Dabei habe ich stets meine Bersehtasche bei mir, die das heilige Öl, Stola, Rituale, Kerzen und Weihwasser enthält. Wie kam ich dazu, mir diese Gewohnheit anzueignen?

Ich war schon längere Zeit in der Mission und hatte mich immerfort über die Gewohnheit der alten Missionäre, bei Ausgängen stets die Bersehtasche mit sich zu tragen, leichtfertig hinweggesetzt. Nur wenn ich mußte, hing ich das unliebsame An-

hängsel an die Schulter oder an den Reitsattel. Eines Tages herrschte eine so schwüle und niederdrückende Hitze, daß ich es im Zimmer nicht mehr aushalten konnte. Ich griff zum Stock und verließ das Haus, um im Walde Kühlung zu suchen. Da erscholl hinter mir die Stimme meines Vorgesetzten, eines ergrauten Missionärs: „Wo gehst du hin, ohne die Bersehtasche mitzunehmen?“ — „Ach, ich gehe nur spazieren!“ — „Dreh um und nimm die Bersehtasche mit!“ rief mir der alte Vater zu. Ich mußte also ins Haus zurückgehen, meine Bersehtasche holen und mit ihr meinen Spaziergang antreten.

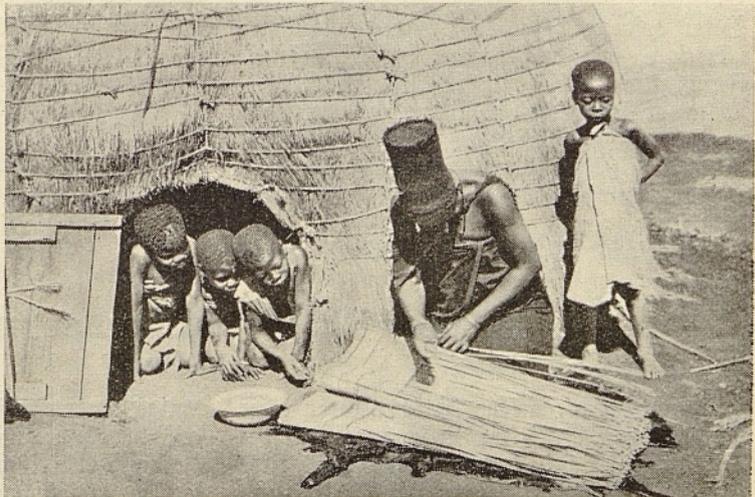
Um mir die Grillen aus dem Kopf zu schlagen, pfiß ich einen lustigen Marsch und schritt rasch dem Walde zu. Immer wieder ärgerte ich mich über die Tasche, denn oft blieb ich mit ihr im Gestrüpp hängen. Daß verleidete mir bald den ganzen Wald, und ich spähte nach einem andern Ziele aus. Auf einer Anhöhe jenseits des Tales erhoben sich drei Hütten. Dort hatte ich einige Tage zuvor einen kranken Burschen gesehen. Halt, dachte ich mir, den könntest du besuchen und sehen, wie es um ihn steht. Ich eilte dem Talgrund zu, übersprang den Bach auf den in sein Bett eingelegten großen Steinen und stieg zu den Hütten empor.

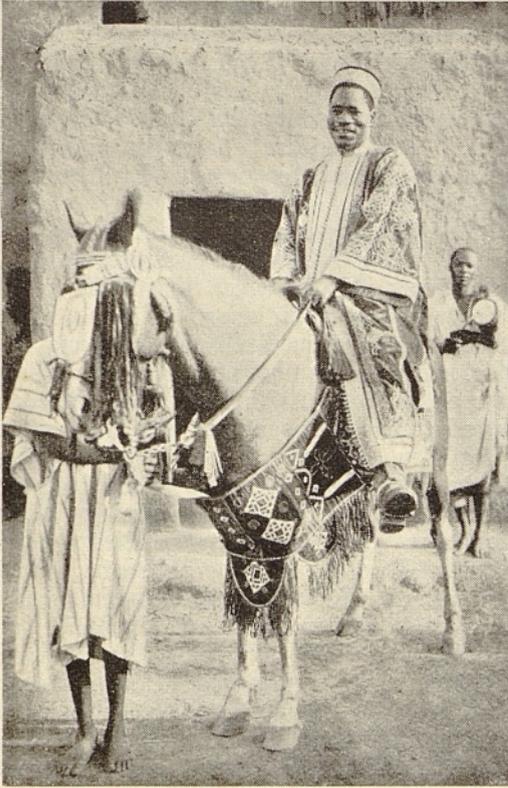
Nach Landessitte kroch ich ohne Anmeldung durch den niederen Eingang in das Innere und kauerte mich rechts von der Türöffnung auf der Männerseite nieder. Ob schon viele Leute in dem Raume anwesend waren, kümmerte sich doch niemand um mich. Nach einer Weile erhob ich mich, ging auf den Herrn der Hütte zu und begrüßte ihn. Damit war ich in die Gemeinschaft aufgenommen und durfte nun mit allen sprechen. Die zahlreichen Besucher gaben sich Mühe, den Kranken und dessen Eltern zu trösten. So taten es ja auch die Freunde Jobs, als dieser, vom Aussatz befallen, auf der Düngrstätte saß. Nach Auffassung unserer Zulu weilte der geduldige Job in der neben der Herrenhütte liegenden Umfriedung, die zur Nachtzeit die Herde beherbergt. Der dort errichtete Sitz ist ein Ehrenplatz für den

Hausherrn. In gesunden Tagen erfreut er sich daselbst an seinem Reichtum, dem Viehbestand; in kranken Tagen erträgt er ebenda auch sein Leid und seine Schmerzen, so lange er noch einige Schritte sich bewegen kann. Andere kranke Familienmitglieder aber liegen entweder in der Hütte oder vor der Hütte.

Der Bursche, den ich besuchte, hatte sein Lager an der rechten Hüttenwand. Es ging ihm besser. Er bat mich, ihm bald wieder die heilige Kommunion zu bringen. Diese Neuchristen suchen Trost im Empfang der Sakramente und haben das größte Vertrauen auf deren Wirkungen. Unterdessen sprachen die übrigen Bewohner von allen möglichen Dingen. Dabei fiel mir eine Frau auf, eine Heidin, die traurig an der Wand lehnte und an den Gesprächen nicht teilnahm. Ich fragte den Hausherrn nach ihrem Namen und der Ursache ihres Schmerzes. Nach Landessitte durfte ich sie selbst nicht fragen; denn aus Ehrfurcht vor den Ahnen darf niemand seinen Namen selbst angeben. Muß er ihn doch nennen, so umschreibt er ihn. Auch sein Leid darf er nicht selbst offenbaren. Nachdem aber der Besitzer mich mit ihr bekannt gemacht hatte, durfte ich mit ihr reden. Sie erzählte mir, ihr Sohn, der auswärts gearbeitet habe, sei krank heimgekehrt. Sein Vater befrage alle Medizinmänner, aber keiner könne dem Kranken helfen, der schon öfters den Wunsch geäußert habe, getauft zu werden. Doch der

Mutter bei der Arbeit. — Alle Familienmitglieder dieses Zuluhaushaltes in Sidsarita schauen der Mutter zu, die mit dem Flechten einer roten Matte beschäftigt ist. Das Bild stammt aus Eshowe, wo die Missionsbenediktiner von St. Dutilien gegen 14.000 Katholiken betreuen.





Häuptling der Wagadugu. — Eine kleine Ansicht der Weißen-Väter-Mission Wagadugu, die sich über einen Teil des Sudan und des Nigerflusses erstreckt. Wir sehen den Ortschaftshäuptling Albert hoch zu Roß. Im Mosso-Distrikt wurde vor kurzem ein Katholik zum Distriktshäuptling gewählt. (Fides.)

Vater gestatte nicht, daß man den Missionär rufe, und verbiete es, daß ein Familienmitglied Christ werde. Alle sollten vielmehr der heidnischen Stammesreligion treu bleiben. Die anwesenden Katholiken unterbrachen die Erzählung mit einem lauten „Auuuu“, womit sie ihre Mißbilligung ausdrückten.

Schweigend hatte ich zugehört. Dann

erhob ich mich und sagte zu der Frau: „Komm, ich gehe zu deinem Sohne.“ Sie folgte mir sogleich und auch viele andere Besucher gingen mit. Bald langten wir an der Hütte an und krochen hinein. Ein übler, von dem todkranken Burschen ausströmender Geruch raubte mir fast den Atem. Ich bezwang mich und nahm neben dem Kranken Platz. Als bald erkannte ich, daß er die Hauptwahrheiten unseres heiligen Glaubens wußte. Inzwischen setzten die Christen dem heidnischen Vater so lange zu, bis er seine Einwilligung zur Taufe gab. So konnte ich schließlich dem Sterbenden die Taufe und die Letzte Dlung spenden. Seine Seele war gerettet. Karl, so nannte ich ihn, fühlte sich nun überaus getröstet. Die Sehnsucht nach dem Himmel war in seine Seele eingekehrt. Noch am Abend des gleichen Tages verschied er im Frieden der Kinder Gottes.

Wie wunderbar rettet Gott die Seelen, die nach ihm rufen! Es litt mich nicht mehr zu Hause. Ich wollte spazierengehen. Der Missionsleiter drängte mir die Verzehrtasche förmlich auf. Ich war darüber verärgert, so daß mir auch der Wald nicht mehr gefiel und ich ein anderes Wanderziel suchte. So kam ich zuletzt in die Hütte eines Heiden, der sich sterbend nach der Taufe sehnte, und rettete ihn. Hunderte von Beispielen könnte ich erzählen, wo ich die Hand Gottes fühlte. Ohne Zweifel darf man solche Bekehrungen dem Gebet der Missionsfreunde in der Heimat zuweignen. Allerdings erfahren diese selten etwas von der Wirksamkeit ihrer Gebete, die sie für die Bekehrung der Heiden verrichten. Erst im Jenseits werden sie erkennen, wie viele Seelen sie durch ihre Gebete und ihre Kommunionen gerettet haben. Das Gebet ist und bleibt der Lebensnerv der katholischen Weltmission.

Seitdem verlasse ich nie die Missionsstation, ohne meine Verzehrtasche mitzunehmen.

## Meine Missionswanderungen.

(10. Fortsetzung.)

Von P. Josef Musar.

**Komatipoort.** An der östlichen Grenze der Apostolischen Präfektur Lydenburg, wo der Krokodilfluß sich in den Komati ergießt, liegt die Ortschaft Komatipoort. Der Flecken zählt

einige hundert weiße Bewohner, die größtenteils Bahnbeamte sind. Komatipoort ist Zollstelle, die nächste Bahnstation liegt schon auf portugiesischem Gebiet. Über den Ko-

mati führt eine lange Eisenbahnbrücke und eine andere für Autos; letztere gleicht aber mehr einer Straße; sie läuft nämlich direkt über die Felsen, über die der Fluß sich hinunterstürzt. Unterhalb sind Öffnungen für das Wasser freigelassen. Zur Trockenzeit bewährt sich die Brücke; wenn aber in der Regenzeit das Wasser steigt, kann der Übergang sehr gefährlich werden; denn dann erweisen sich die Öffnungen als zu klein; das Wasser ergießt sich oberdrüber, so daß von einer Straße kaum noch etwas zu merken ist. Vor drei Jahren fuhr in der Regenzeit ein Schwarzer mit einem Gespann von sechs Paar Eseln hinüber, wobei der Wagen samt den Eseln weggetragen wurde. Nur mit Mühe konnten noch der Bursche und zwei Tiere gerettet werden.

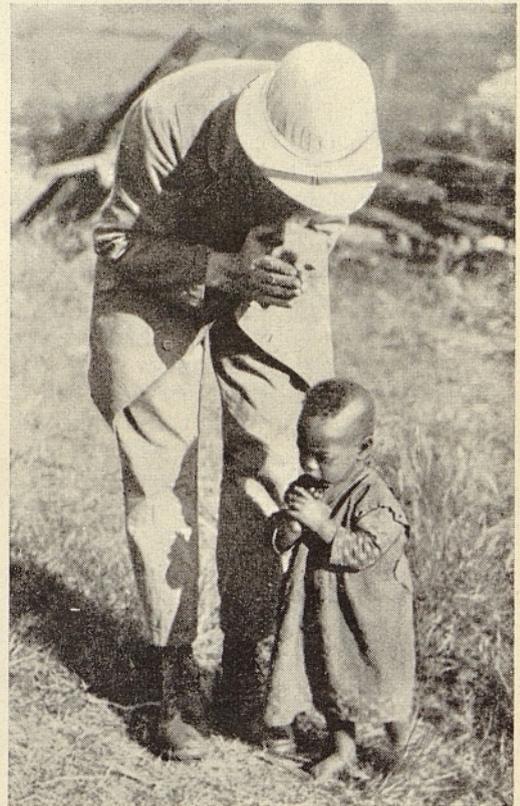
Das Klima um Komatipoort ist ungesund. Im Sommer herrscht eine wahre Backofenhitze; 42 Grad im Schatten ist keine Seltenheit. Dazu kommt noch das häufige Auftreten von Malaria und Schwarzwasserfieber.

Die Zahl der Katholiken wechselt beständig; zumal die Frauen ziehen, wenn irgend möglich, während des Sommers in das Hochland. Die Leute kamen im allgemeinen fleißig zum Gottesdienst. Früher lebte dort ein sehr rühriger Srianer. Sooft eine neue Familie einzog, erkundigte er sich, ob sie katholisch sei. Ein alter Irländer ging wohl regelmäßig zur heiligen Messe, aber zum Empfang der Sakramente konnte ich ihn lange nicht bewegen. Stundenlang redete ich ihm zu, aber umsonst. Schließlich gestand er mir, er fürchte sich so sehr, da er schon Jahre lang nicht mehr gebeichtet habe und somit gar nicht mehr recht wisse, wie die Sache anzustellen sei. Ich beruhigte ihn mit der Versicherung, ihm behilflich sein zu wollen. Aber da kam er mit einer anderen Ausrede, er könne sich nicht mehr an alle Fehltritte seines Lebens erinnern und so könne leicht was vergessen werden. Nachdem ich ihm auch diese und noch andere Schwierigkeiten, die er zu haben meinte, behoben hatte, versprach er, bei meinem nächsten Besuch zu beichten, was er auch tat. Hernach zeigte er sich überaus erleichtert und zufrieden. Auch ich fühlte eine besondere Freude, zumal der Mann in hohem Alter stand und

herzkrank war, wo ein plötzlicher Tod keine Seltenheit ist.

Bei Andersgläubigen stand unsere Religion in hohem Ansehen. Als ich einmal am Laden eines orthodoxen Griechen vorbeiging, rief er mich zu sich und bewirtete mich mit Tee und Obst. Er sprach mit großer Ehrfurcht von uns katholischen Priestern. Ein anderer Grieche kam sogar zu unserem Gottesdienst.

Am Nachmittage ging ich mit einem Bahn-



„Vater unser . . .“ — Ein kleiner Abessinier beim Erlernen des Vaterunsers. Das Bild stammt aus Kassa-Abessinien, dem Missionsgebiet der Consolatamissionäre von Turin. Bereits im 4. Jahrhundert wurde das Christentum nach Äthiopien gebracht, und im 5. Jahrhundert kam der Bruch mit Rom. Die katholische Kirche wurde des Landes verwiesen. Nach langen Verhandlungen wurden die Missionäre im 19. Jahrhundert wieder zugelassen. Unter den letzten Päpsten bildeten sich sogar wieder freundschaftliche Beziehungen zu den abessinischen Kaisern heraus. Die Zahl der Katholiken beträgt zur Zeit 15.000. (Sides.)



Sekutuni II., der Großhäuptling der Bapedi, mit Tochter. Im Hintergrund des Fürsten Sekretär.

beamten am Komatifulß spazieren, um Flußpferde zu Gesicht zu bekommen. Ein Neger, der des Weges kam, erriet bald unsere Absicht und lud uns ein, ihm zu folgen; er kenne beliebte Aufenthaltsorte dieser Tiere. Und tatsächlich, an einer sehr tiefen Stelle des Flusses sahen wir plötzlich Wasser aufspritzen; es kam ein großer Kopf zum Vorschein. Um ihn anzulocken, schwenkte der Schwarze ein rotes Tuch in der Luft. Da erschien ein zweiter Kopf über der Wasserfläche, ein dritter, ein vierter und schließlich noch zwei kleinere. Unter heftigem Geschnauze und Gepuste schwammen die Ungeheuer auf uns zu, bis wir sie in nächster Nähe in ihrer ganzen Größe sehen konnten. Dann machten sie kehrt und schwammen dem andern Ufer zu. Durch die vielen Jagden, die man früher auf Nilpferde machte, wurden sie stark dezimiert, weshalb nun die Regierung verboten hat, sie zu schießen.

Auf unserem Weiterweg den Fluß entlang trafen wir zahlreiche Schwarze beiderlei Geschlechtes und in der Nähe unter wilden Feigenbäumen viele Kinder. Es wurde eine heidnische Hochzeit gefeiert. Die Kinder sind der Kaufpreis für die Braut. Die Mädchen hatten Brust und Beine mit Fett eingeschmiert, so daß ihre Leiber in der Sonne glänzten. In den Haaren trugen sie verschiedenfarbige Bänder und um den Leib bunte Tücher und Tierfelle. Eines von ihnen hatte eine Stirnbinde und um die Schultern einen blauen Mantel, was ihr das Aussehen einer Königin verlieh. Die Mädchen führten einen Tanz auf, wobei sie große

krumme Messer geschickt in den Händen schwingen. Unter einem breitästigen Baume war der Koch an der Arbeit. In einem großen Topf brodelten Fleisch und die Eingeweide, wie man sie mit vollem Inhalt aus dem toten Ochsen herausgenommen hatte. In anderen Töpfen nebenan dampfte Maismus. Der Koch verteilte seine leckeren Gerichte unter die Schwarzen. Nachdem sich alle satt gezecht und getanzt hatten, zog die ganze Gesellschaft in Form einer Prozession in den Wald, wo ein Trinkgelage mit Negerbier die Feier beschloß.

Auf dem Heimweg hat mich ein Neger, ich möchte ihn und sein Töchterlein taufen; denn er wolle auch katholisch werden wie sein Vater im Swaziland. Nur habe es eine Schwierigkeit, er fände keine Zeit zum Lernen. Ich riet ihm, jeden Abend nach der Arbeit den Katechismus zur Hand zu nehmen, dann werde er bald die hauptsächlichsten Wahrheiten und Gebete wissen. Leider konnte ich ihm nicht viel Zeit widmen, da ich nur selten nach Komatipoort kam.

Komatipoort liegt an der Grenze des Jagdreviers; man kann deshalb oft die Löwen brüllen hören. Zuweilen kommen sie ganz nahe an die Ortschaft heran. Oft spielen freilich Furcht und Phantasie eine gewaltige Rolle. So berichteten einmal die Zeitungen, zwei Löwen seien auf den Straßen Komatipoorts herumspaziert, was alles erdichtet war. Wohl aber geschah es einmal, daß sich ein Löwe jenseits des Flusses blicken ließ. Ein Piginin sah den Löwen, kletterte auf einen Baum, brachte die

ganze Nacht dort zu und getraute sich erst am nächsten Morgen wieder herunter. Wohl begnügt man diesen Bestien nicht gern, aber

viele erdichten gruselige Löwengeschichten, um die Leute in Furcht zu halten.  
(Schluß folgt.)

## Stammesleben der Bapedi.

(Schluß.)

Von Dr. August Cagol.

**C. Erbschaft.** Die Erbgesetze der Bapedi sind im ganzen gerecht und ähneln im Wesen jenen der zivilisierten Völker; doch gibt es gewisse Unterschiede, die mit der Vielweiberei und der Sitte des Frauenkaufes zusammenhängen.

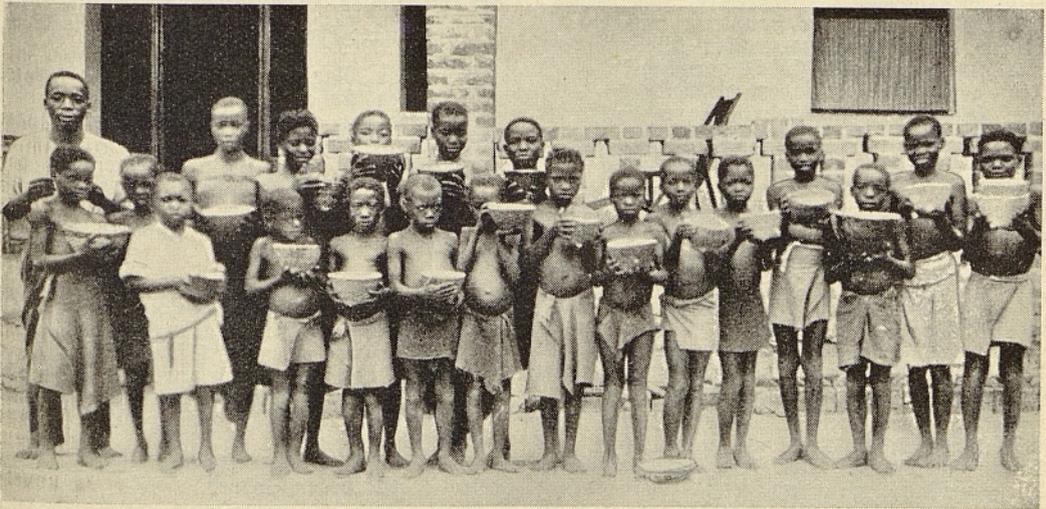
Es besteht auch ein kleiner Unterschied in den Grundsätzen, welche die Erbschaft eines Häuptlings regeln, und jenen, die für einen gemeinen Mann in Betracht kommen. Ein Häuptling kann das Eigentumsrecht über alle Güter beanspruchen, die sein Vater, der verstorbene Häuptling, besaß auch wenn sie nicht zu dem Haushalt gehörten, in dem er geboren wurde, wie er auch das Besitzrecht auf alles Rindvieh erheben kann, das als Heiratsgut für seines Vaters Töchter übergeben wurde, gleichgültig, ob diese seine Schwestern oder Halbschwwestern von Nebenfrauen sind. Es ist allgemeine Sitte, daß ein Mann mit zwei oder mehr Frauen seine Besitztümer den verschiedenen Lapa, die seinen Gesamthaushalt ausmachen, zuteile. Wenn zum Beispiel eine Tochter der zweiten Frau heiratet, so gehört das Brautvieh der Lapa (Haushaltung) der zweiten Frau. Daher kommt beim Tode eines gemeinen Mannes das zu je-

der Lapa gehörige Besitztum dem Erben der betreffenden Lapa zu.

Der älteste Sohn der Hauptfrau folgt dem Vater als Haupt der Familie nach. Er erbt alles Vieh und sonstigen Besitz, der zur Lapa seiner Mutter gehört, sowie alle persönlichen Sachen seines Vaters, die nicht Teilgehöften der übrigen Frauen zugewiesen wurden. Sollte aber der Vater zu Lebzeiten von einem Teile des ihm zukommenden Besitzes eine Schenkung an einen jüngeren Bruder oder auch an einen entfernteren Verwandten gemacht haben, so hat der älteste Sohn den klar erkannten Willen des verstorbenen Vaters zu berücksichtigen und das geschenkte Gut auszuhändigen.

Der älteste Sohn der ersten Frau erbt auch alle Guthaben seines verstorbenen Vaters, wird aber auch für dessen Schulden verantwortlich.

Der älteste Sohn jeder weiteren Lapa erbt den dazugehörigen Besitz wie auch das Vieh, das durch Verheiratung seiner eigenen Schwestern hereinkam. Es besteht die Bodi-Redensart, daß eine Lapa nicht eine andere Lapa aufessen könne. Wenn daher beim Tode des Familienhauptes eine Lapa einer anderen verpflich-



Missionssonntag in einer „Büchschule“. — Die Kinder des Urwalds aus der Heilig-Geist-Mission Nord-Katanga in Belgisch-Kongo bringen ihre Gaben für das Werk der Glaubensverbreitung. Die Körbchen enthalten Maniokmehl und kleine Fische. Erzbischof Dellepiane, der Apostolische Delegat des Kongogebietes, berichtet, daß das Werk der Glaubensverbreitung in vielen Kongomissionen eingeführt ist. Die Einheimischen halten darauf, auch ihren Teil beizutragen, selbst wenn dieser oft nur in einem Korb mit Lebensmitteln besteht.



Einheimische Lehrerin beim Unterricht, der, soweit möglich, im Freien gehalten wird.

det ist, so muß der Erbe der verschuldeten Lapa die Schuld abtragen. Handelt es sich dabei um eine Viehschuld und ist kein Vieh vorhanden, um die Forderung zu erfüllen, so muß die Sache in der Schwebe bleiben, bis eine Tochter der betreffenden Lapa heiratet. Alsdann muß das für sie bezahlte Vieh zur Schuldentilgung verwendet werden. Es geschieht nicht selten, daß der Familienwater Vieh, das zu einer gewissen Lapa gehört, benutzt, um eine Frau zu erwerben zur Gründung einer weiteren Lapa. Wenn nun bei seinem Tode das Vieh nicht an die Lapa zurückgegangen ist, von der es genommen wurde, so hat der Erbe der verschuldeten Lapa die Sache so bald als möglich ins reine zu bringen.

Der älteste Sohn der Hauptfrau übt auch die Rechte eines Vormundes über seine Brüder und Halbbrüder aus. Er ist verpflichtet, ihnen Frauen zu besorgen, indem er ihnen Zuschüsse zum Heiratsvieh gewährt. Auch erbt er die Witwen seines Vaters, abgesehen von seiner eigenen Mutter, doch wird er nicht mit ihnen verkehren.

Sollte kein Sohn da sein, so ist des Verstorbenen jüngerer Bruder der an erster Stelle Berechtigte, die Witwen seines Bruders zu übernehmen. Dieses Recht übt er nur so lange aus, bis ein inzwischen geborener Sohn großjährig geworden ist.

In Ermanglung eines jüngeren Bruders wird der Vater oder ein älterer Bruder des Verstorbenen für die Witwen sorgen.

Sollte es vorkommen, daß eine Lapa ohne männlichen Erben bleibt und nur Töchter vorhanden sind, so wird eine Frau hereingeheiratet. Diese verkehrt mit dem etwa vorhandenen Manne oder, wenn dieser gestorben, mit dem ältesten Sohne der Nachbarlapa. Ist sie Mutter eines Knaben, so wird dieser als Erbe der Lapa betrachtet und erhält den Vorrang vor den Töchtern sowie Anspruch auf alles Vieh, das durch Verheiratung dieser Mädchen hereinkommt, es mag das vor oder nach seiner Geburt der Fall

sein. Eine Frau, die unter solchen Umständen verheiratet ist, untersteht der Hausfrau der Lapa.

Falls die erste Lapa keinen männlichen Nachkommen hat, so folgt der Sohn der zweiten Lapa dem Vater als Familienhaupt. Wenn auch die zweite Lapa ohne Sohn ist, so wird der Sohn der dritten Lapa Nachfolger des Verstorbenen.

Stirbt ein Mann, der einen unmündigen Erben hinterläßt, so übt der Vater des Verstorbenen das Hüteramt über das Anwesen aus. Es kommt aber auch vor, daß er diese Sorge einem jüngeren Sohne überläßt. Sollte ein Verstorbener, obwohl verheiratet gewesen, keinen Erben hinterlassen haben, so wird seine Witwe mit einem seiner Brüder verkehren; der erste Sohn aus dieser Verbindung wird der Erbe.

Wenn ein Mann stirbt, der mehrere Lapas, aber keinen Erben hinterläßt, so übernimmt die Witwe der ersten Lapa die Führung der Familienangelegenheiten. Jede der Frauen ist berechtigt, eine neue Verbindung einzugehen; alle müssen aber in des verstorbenen Mannes Kraal verbleiben, bis ein männlicher Erbe alt genug ist, die Führung der Familie zu übernehmen.

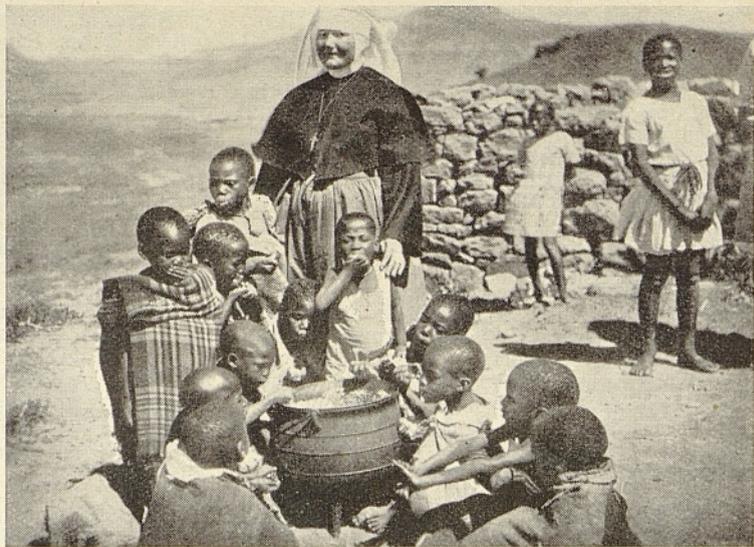
Sollte es vorkommen, daß ein Mann stirbt, der keine nahen Verwandten besitzt, so übernimmt der Häuptling die Hinterlassenschaft und spart keine Mühe, um einen gesetzlichen Erben dafür zu finden, mag dieser auch nur weitläufig mit dem Verstorbenen verwandt sein. Läßt sich gar kein Verwandter finden, so fällt der Besitz dem Häuptling zu.

Ein Vater erbt das Eigentum eines unverheiratet gestorbenen Sohnes.

Eine Frau erbt nur dann, wenn sich kein männlicher Verwandter in ihrer Familie befindet. Alsdann übt sie eheherrliche Gewalt über die Frauen aus, die zum Anwesen gehören.

Wenn ein Mann stirbt, ehe die Heiratsformlichkeiten abgeschlossen sind, so nehmen die

Hilfe für die Opfer der Trockenheit in Südafrika. — In der katholischen Mission Garip, Südafrika, haben seit Beginn 1933 täglich 1000 hungernde Kinder ein warmes Essen erhalten. Es war ein Jahr der Dürre und des Hungersterbens. Der ersehnte Regen ist zwar jetzt gefallen, und die Eingeborenen haben ihre Felder bestellt, immerhin fehlen ihnen noch die Vorräte für mehrere Monate. Auf dem Bild sehen wir eine Kreuzschwester (Mutterhaus Wenzingen-Schweiz) mit einer Gruppe hungernder Kinder. Deutsche Patres vom heiligen Herzen (Düsseldorf), schweizerische und in der Mehrzahl deutsche Schwestern arbeiten in der Präfektur Garip.



Hochzeitsvorbereitungen ihren Fortgang, denn zur gegebenen Zeit wird die junge Frau mit einem Manne aus der Familie ihres verstorbenen Verlobten, vorzugsweise mit einem jüngeren Bruder, verheiratet. Ihr erster Sohn wird der Erbe des Verstorbenen, sobald er das gesetzliche Alter erreicht hat.

Ein Waisenkind, das keine Verwandten hat, wird vom Häuptling angenommen. Wenn es ein Knabe ist, wird er als einer der Söhne des Häuptlings betrachtet, und sein Pflegevater wird dafür Sorge tragen, daß er zu einer Frau kommt. Wenn es ein Mädchen ist, so gilt es als eine Tochter des Häuptlings; das als Heiratsgut für sie bezahlte Vieh geht in seinen Besitz über.

Nach Pedi-Gesetz sollte keine Familie aussterben. Solange Verwandte vorhanden sind, müssen diese es sich angelegen sein lassen, daß die Familie weiterbesteht. Wenn aber eine Familie so verarmt ist, daß keine Frau erworben werden kann, dann muß sie allerdings aussterben.

**D. Sinnbilder.** Die Bapedi haben zahlreiche Zeichen oder Sinnbilder, jedes mit seiner eigenen Bedeutung. Es wird nie Mißbrauch mit ihnen getrieben, etwa zum Scherz; das würde niemand aus abergläubischer Furcht wagen. Hier seien die wichtigsten erwähnt.

**Fetu u Tshwe.** Ein Baumzweig wird vom Ehemann an die Türe seiner Frau geschenkt. Dieses Zeichen deutet an, daß er sie von sich weiß, und sie ist dadurch berechtigt, zu ihren Eltern zurückzukehren.

**Rahahlana Schonno.** Wenn zwei Eingeborene sich zu einer Reise entschließen und der eine geht dem andern voraus, so wird der vorne Gehende den Nachkommenden dadurch leiten, daß er in der Mitte aller jener Abzweigungen des Weges,

die zu vermeiden sind, einen Baumzweig legt und ihn mit einem Steine beschwert. Auf diese Weise kann der Freund nicht irgehen.

**Lodiga.** Dornzweige, die auf Befehl des Häuptlings quer über gewisse Wege gelegt werden, deuten an, daß diese Wege für den Verkehr geschlossen sind.

**Peko.** Dies ist ein etwa meterlanger Stab, der quer über den Weg gelegt und an beiden Seiten mit Steinen beschwert wird. Er ist auf Befehl des Großhäuptlings vom Medizinmann ausgelegt, der ihn mit einer Weihemischung von Fett und Kräutern gesalbt hat. Er soll die Kraft besitzen, das Vordringen von Menschen- oder Tierseuchen aufzuhalten.

**Pewa.** Ein kleiner Grasring, der vor einem Wildbienenstock niedergelegt ist, deutet an, daß der Bienenstock bereits seinen Entdecker gefunden. Wenn ein anderer ihn auch findet, nachdem er bereits ein Pewa aufweist, so hat der zweite Mopedi Unrecht auf einen Teil des Honigs, wenn der erste Entdecker den Stock ausnimmt.

**Piri.** Es ist ein Denkzeichen aus Steinen, das den Ort bezeichnet, wo eine Mannbarkeitschule abgehalten wurde.

**Pisi.** Das gestreifte Fell eines Zebras, die amtliche Matte eines gerichtsherrn Häuptlings.

**Sefuka.** Die Pedi-Flagge, aus schwarzen Stausenfedern verfertigt, die im Kriege gebraucht wurde. Die Flagge, die Tulare benützte, befand sich im Besitz des jungen Häuptlings Sefwati.

**Sika sa Masimo.** Längere, geschälte Pfähle, die gegen einen Baum gelehnt oder in den Boden gesteckt sind, zeigen an, daß der umliegende Grund vergeben ist, sei es als Ackerboden oder als Bauplatz.

Swatlo. Ein Steinhaufen neben dem Wege soll die Kraft besitzen, den Feind zu verhindern, den betreffenden Weg zu benutzen. Es ist Pflicht jeder zum ersten Male des Weges kommenden männlichen Person, einen Stein aufzulesen, darauf zu speien und ihn auf den Swatlo zu legen. Dadurch bricht man den mächtigen Zauber, den der Swatlo sonst auf jeden ausüben würde. Infolgedessen wachsen diese Steinhaufen fortwährend.

Wenn es in alten Zeiten als notwendig erachtet wurde, einen Swatlo zu errichten, so ordnete der Großhäuptling zunächst an, daß alle Wege, die zu seinem Kraal führten, unausgezehrt bewacht würden. Der erste Erwachsene, der nicht zum eigenen oder zu einem befreundeten Stamme gehörte und sich auf diesen Wegen sehen ließ, wurde festgenommen und vor den Herrscher gebracht. Der Unglückliche hatte gewissermaßen den Grundstein zum Swatlo abzugeben. Ein enges, acht Fuß tiefes Loch wurde

im Boden ausgehoben, so daß ein Mann darin aufrecht stehen konnte. Das menschliche Opfer wurde getötet und von den Medizinmännern gesalbt, die sodann die Geister der Vorfäter des Fürsten anriefen, damit sie dem Orte ihren schirmenden Einfluß gewähren und den Weg vor dem Gebrauch der Feinde behüten möchten. Hierauf ließ man den Leichnam in die Grube hinab und stützte ihn so, daß er vollkommen aufrecht stehen blieb. Die Vertiefung wurde dann ausgefüllt und mit Steinen belegt. Zum Schluß wurden Kinder und Schafe geschlachtet und deren Blut über den Swatlo ausgegossen. Fortan galt der Tote als ständiger Wächter des Weges.

Lebe. Ein Kind, das auf dem Felde zur Welt kam, wird auf Befehl des Häuptlings am Ohr verletzt, um anzuzeigen, daß die Mutter gefehlt hat, indem sie ein Kind im Freien gebar. Ein Knabe wird am rechten, ein Mädchen am linken Ohr bezeichnet.

## Umschau.

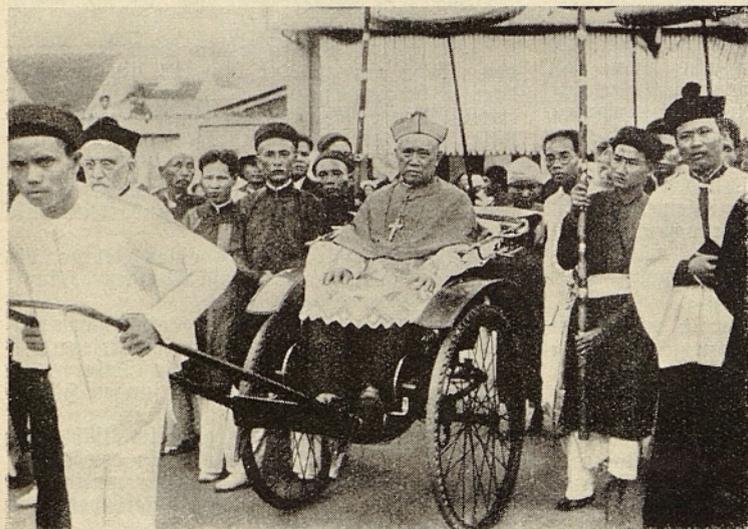
Asien. (Die Missionen im indischen Erdbebengebiet.) — Die Missionen Nordindiens, das in ungeheurer Ausdehnung am 15. Jänner vom Erdbeben heimgesucht wurde, haben nach den ersten Berichten zwar schweren Sachschaden, aber zum Glück kein Menschenleben zu beklagen. Es arbeiten dort insgesamt 800 Priester, Brüder und Schwestern.

Das Erdbeben erstreckte sich von Assam im Osten bis hinaus über Delhi im Westen. Die dort wirkenden Missionäre entstammen

verschiedenen Ländern, doch herrschen Italiener, Belgier und Amerikaner vor.

Bettiah, eine blühende Mission an der Grenze von Nepal, hat besonders schwere Verluste zu verzeichnen. Zwischen Bettiah und Muzaffarpur befand sich anscheinend ein Hauptherd des Bebens: 1000 Personen wurden getötet, und kaum ein Haus steht dort noch aufrecht.

Die Diözesen Allahabad und Agra, die unter Leitung italienischer Kapuziner stehen, sind ebenfalls schwer betroffen. In Delhi, wo sich in Bälde eine Herz-Jesu-Notivkirche



Der erste annamitische Bischof, hundert Jahre nach der blutigen Verfolgung. — Bischof Tong, der vom Hl. Vater mit vier anderen ostasiatischen Bischöfen geweiht wurde, kehrte nach Hinterindien zurück. Er überbrachte dem Kaiser von Annam ein Handschreiben des Hl. Vaters als Antwort auf das Glückwunschtelegramm des Fürsten. Unter Kaiser Ming-Wang brach gerade vor hundert Jahren eine blutige Verfolgung aus, die vielen Laien und Priestern das Leben kostete. Aber ihr Blut war der Same neuer Christen. Heute zählt Indochina 1,300,000 Katholiken, 1000 einheimische Priester und 4000 einheimische Schwestern.

für ganz Indien erheben wird, kamen mehrere Personen um.

Verhältnismäßig geringfügig war der im Gebiet von Kalkutta angerichtete Schaden, wo die belgischen Jesuiten ihr Missionsfeld haben. Die Prokuratie der Mailänder Auswärtigen Missionen, deren Priester in den Diözesen Dinajpur und Krishnagar wirken, bekunden, daß keine Verluste an Menschenleben gemeldet wurden. In Assam, das den italienischen Salesianern anvertraut ist, sollen die Erdbeben besonders stark aufgetreten sein, auch ist der Sachschaden ein bedeutender. Immerhin erhielt die Vertretung der Salesianer in Rom keine Mitteilung, daß Menschenleben zu beklagen seien.

Aus der Diözese Patna wird gemeldet: Missionäre und einheimischer Klerus haben keine Toten, hingegen drei Verletzte zu beklagen. Darunter befindet sich ein Priester, der den Sprung vom zweiten Stockwerk des Hauses wagte, um nicht von den umstürzenden Mauern begraben zu werden.

Der materielle Schaden ist höchst bedeutend. 14 Kirchen, das ist die übergroße Zahl der Diözesankirchen überhaupt, sind eingestürzt. Die anderen Missionsgebäude: Waisenhäuser, Pfarrhäuser, Klöster, Schulen, haben alle mehr oder weniger gelitten. Mehrere müssen niedergelegt und neu aufgebaut werden; alle verlangen eine Ausbesserung. Diese Arbeiten müssen aber noch vor Eintritt der

Monjune (jahreszeitliche Winde), also bald, in Angriff genommen werden. Die Stationen unter den Santals wurden nicht verschont, aber die Bauart aus Stroh und Tonerde verschlingt wenigstens nicht zu große Mittel.

Eine genaue Schätzung des Sachschadens läßt sich nicht gut anstellen, immerhin berechnet ihn der Bischof auf 250.000 Dollar. Die Weltkrise bereitet ohnehin schon der Diözese große Schwierigkeiten, und jetzt dieses Unglück von weitestem Ausmaß . . .

**Afrika.** (Außerordentliche Gewinne in Belgisch-Kongo.) Leopoldville. — Nach den letzten Mitteilungen der Apostolischen Delegation zählt die katholische Bevölkerung Belgisch-Kongos über eine Million (1,081.957). Das bedeutet für das letzte Jahr einen Zuwachs von 142.446. Da diese Zahl noch 1931 nur 816.377 betrug, hat sich die Zahl der Katholiken innerhalb von zwei Jahren um 32 Prozent vermehrt. Die Erwachsenen taufen erreichten dieses Jahr die Ziffer 109.911. Über 750.000 befinden sich als Taufbewerber in der Vorbereitung. Die Kindertaufen betragen nahezu 60.000 (58.419), Ehen wurden über 25.000 geschlossen (25.868), über 16 Millionen Kommunionen ausgeteilt (16,448.044). In 294 Krankenhäusern und Armenapotheken wurden über 4 Millionen Behandlungen vorgenommen. 20 Leprosenhäuser beherbergen 503 Ausgestoßene. Praktisch

Konvertiten aus den Reihen des Taoismus und Buddhismus. — Bruder Andreas hier im Klostersgarten der „Kleinen Brüder vom hl. Johannes“ im Apost. Vikariat Antwo-China ist ein ehemaliger taoistischer Priester! Der chinesische Orden der Kleinen Brüder hat seit seiner Gründung im Jahre 1928 schon manche bedeutende Konvertiten aufgenommen. Du Mai Zei, früher Offizier im chinesisch-diplomatischen Dienst, und der einstige Vorsteher des Buddhistenklosters Fa-Yuan Se in Peking gehören hierher. Zur Zeit leben die beiden Letzgenannten im Benediktinerkloster St. Andreas in Loppemles-Bruges (Belgien). (Fides.)





Im indischen Erdbebengebiet. — Das Erdbeben vom 15. Jänner, das einen Großteil Nord-Indiens in unerhörtem Ausmaße heimlich, hat vor allem viel Materialschaden verursacht. In der Diözese Bama, wo die amerikanischen Jesuiten wirken, steht fast keine Kirche mehr aufrecht. Im ganzen Erdbebengebiet arbeiten über 800 Priester, Brüder und Schwestern. Aus ihrer Mitte ist kein Menschenleben zu beklagen. Bei Bettiah an der Grenze von Nepal liegt eine blühende Mission der Diözese Patna. Dort wurden allein 1000 Personen getötet und fast alle Häuser zerstört. (Fides.)

genommen, ruht die ganze Erziehung Belgisch-Kongos in den Händen der Missionäre. Befinden sich doch über 3,750.000 Kinder in den Missionsschulen. Das auswärtige Missionspersonal hat die Zahl 2122 erreicht (733 Priester, 435 Brüder und 954 Schwestern), während die Einheimischen 33 Priester, 40 Brüder und 70 Schwestern stellen. In 4 großen und 19 kleinen Seminarien studieren 110 Theologen und 834 Vorbereitungsschüler.

(Die Kamerunmissionen.) In dem ehemaligen Vikariat Kamerun, das die deutschen Pallottiner von 1870 an mit vielversprechendem Erfolg bearbeiteten und das mittlerweile in vier kirchliche Sprengel geteilt wurde, beträgt die Gesamtzahl der Katholiken jetzt ungefähr 275.000. Die Kriegsläufe zwangen die deutschen Missionäre im Jahre 1916, ihr Apostolat dort aufzugeben. In den 25 Jahren ihrer Wirksamkeit hatten die Pallottiner 16 Missionsstationen mit den entsprechenden Kirchen und Schulen gegründet, 30.000 Katholiken getauft und ebensoviele Taufbewerber gesammelt. Durch Loslösung vom Apostolischen Vikariat Kamerun wurde 1914 die Apostolische Präфекtur Foumban gebildet und den Vätern vom Heiligen Herzen von St. Quentintin anvertraut. Fünf der von den deutschen Missionären gegründeten Stationen führten, im Jahre 1923 in Britisch-Kamerun zur Er-

richtung der Apostolischen Präфекtur Buea und ihrer Übertragung an die Mill-Hill-Missionäre. Die übrigen 11 Stationen der Pallottiner bildeten den Grundstock der Apostolischen Vikariate Duale und Yaunde in Französisch-Kamerun. Gerade diese zwei Gebiete haben in der Nachkriegszeit durch ihre glänzende Entwicklung viel von sich reden gemacht. Die dort hausenden Stämme der Yaunde und Bassas sind in einer Massenbewegung zur Kirche begriffen.

Ein förmliches Heer von Katechisten — nicht weniger als 2500 — verstärkt die Arbeitskraft des Missionspersonals und sorgt für religiöse Unterweisung. In den vier letzten Jahren wurden allein 80.000 Tausen gespendet. Das Katechumenat dauert in der Regel zwei Jahre. 132.000 Einheimische besuchen zurzeit den Religionsunterricht in den Katechistenschulen. Die Neubekehrten Kameruns zeichnen sich durch religiösen Eifer und Frömmigkeit aus. Auch an Werktagen sieht man sie zahlreich der Kirche zustreben, um die heilige Messe zu hören. In Yaunde werden täglich Hunderte von Kommunionen ausgeteilt. 1923 wurde das kleine Seminar gegründet, und vier Jahre danach das große. Im ersteren, das jetzt seinen endgültigen Sitz in Akono hat, machen 109 Studenten die vorbereitenden Lateinklassen durch.

Das große philosophisch-theologische Seminar in Yaunde mit seinen 41 Seminari-

Aus dem indischen Erdbeben-  
gebiet.



sten haben auf Bitten der Väter vom Heiligen Geist die Schweizer Benediktiner von Engelberg übernommen.

Den beiden Ordenskongregationen für Eingeborene fehlt es nicht an Kandidaten beiderlei Geschlechtes.

(Katholische Aktion in Transvaal.) — Von den vier Provinzen der südafrikanischen Union ist Transvaal am besten und reichlichsten mit katholischen Organisationen versehen. Praktisch finden sich in jeder größeren Gemeinde karitative, soziale oder religiöse Vereine: Marianische Kongregationen, Vinzentius-Vereine, Sakramentsbruderschaften, Männer- und Frauenvereine, katholische Sportklubs usw.

Im Vikariat Johannesburg besteht eine „Catholic Federation“, die alle Katholiken des Vikariats umfaßt und in der Vertretung der katholischen Interessen im öffentlichen Leben eine ihrer Hauptaufgaben sieht. Neuestens wurden auch die Verteidigung der unterdrückten Eingeborenen und die Förderung der Heidenmission in das Programm aufgenommen. Einer der lebenskräftigsten Zweige dieser Vereinigung ist der „Katholische Männerverein“. Was bisher nicht gelingen wollte, hat der 28. Oktober, der Christkönigstag, gebracht. Die verschiedenen unabhängigen Vereine der katholischen Männerwelt im Vikariat Johannees-

burg und in der Präpektur Lydenburg wurden unter dem Sammelnamen „Provinzialrat der Katholischen Männervereine Transvaals“ zu einem großen Verein zusammengeschlossen. Das Gründungsfest in Johannesburg bewies klar, daß Transvaal glänzende katholische Laienführer besitzt, die nicht nur gewandte Redner sind, sondern auch großes Interesse an der Förderung der katholischen Belange im öffentlichen Leben haben. Ein aufrichtiges Streben, mit der katholischen Laienwelt ganz Transvaals (später wohl der ganzen Union) zusammenzuarbeiten, ist nicht zu verkennen.

Die Präpektur Pietersburg (Nordtransvaal) ist vorerst noch nicht vertreten, doch ist dieser Anschluß nur eine Frage der Zeit.

Eine der Grundsatzen des „Katholischen Männervereines“ schreibt monatliche Kommunion und monatliche Versammlung vor. Wenn diese Vorschrift zunächst viele katholische Burschen und Männer am Beitritt hindert, so hofft man doch gerade durch diesen Verein eine gute, geübte Elitetruppe unter der katholischen Männerwelt zu schaffen. Ihre Aufgabe wird es sein, die praktischen Ziele der Katholischen Aktion zu verwirklichen. Eine alljährliche Generalversammlung aller Zweige dieses Gesamtvereines soll das katholische Bewußtsein unter der Laienwelt Transvaals heben und stärken.



Der Bischof von Patna besichtigt die Ruinen einer Kirche. — Auf eine Viertelmillion Dollar wird der Schaden geschätzt, den die Diözese Patna bei dem Erdbeben in Nordostindien am 15. Jänner erlitten hat. Bischof Bernhard Sullivan, S. J., das Haupt der dort wirkenden amerikanischen Jesuiten, ist hier auf den Ruinen der Kirche von Bettiah zu sehen. Dort wüthete das Erdbeben am meisten. Als das Unglück kam, hatte der Bischof einen Zug in der Richtung nach Bettiah bestiegen. Er mußte den Weg weiterhin mit Rad und zu Fuß zurücklegen, was seine Ankunft um mehrere Tage verzögerte. In Nordindien verloren 6000 Personen und in Nepal allein 3000 Personen ihr Leben. Zum Glück hat das Missionspersonal, es sind auch über 40 deutsche, österreichische und Schweizer Schwestern darunter, keine Verluste an Menschenleben zu beklagen.

Bar = el = Ghebel (englisch-ägyptischer Sudan). — Ein protestantischer Missionär wollte ein Duzend Angehörige des Stammes der Niam-Niam durch Untertauchen taufen. Er hatte gerade den ersten der Täuflinge in den Fluß getaucht, als ein Krokodil den Unglücklichen an den Füßen packte und davonschleppte.

Amerika. (Leidensweg einer deutschen Mission in Südamerika.) Pilcomayo hat das zweifelhafte Glück, zum Teil auf dem zwischen Bolivia und Paraguay strittigen Gebiet, also zwischen zwei Feuern, zu liegen. Der Krieg zwischen den beiden Staaten wurde für die ohnehin durch Überschwemmung regelmäßig heimgesuchte Präfektur — sie liegt zwischen den Flüssen Pilcomayo und Paraguay — zum wahren Verhängnis. Das Personal, bestehend aus drei deutschen Patres und sieben Brüdern aus dem Oblatenorden, mußte drei Wochen lang vor der umherstreifenden irregulären Soldateska im Urwald Zuflucht suchen. Die Indianer, des Hochverrates bezichtigt, wurden mißhandelt und zum Teil hingerichtet. Als die Missionäre sich ins Mittel legten und Erklärungen abgaben, erlaubte man den Einheimischen — es waren ihrer noch 2000 —, sich auf die Station San Leonardo zurückzuziehen. Fortgesetzte Verfolgungen und Bedrückungen verleiteten die Rothäute, sich an den Ansiedlern zu rächen. 35 Weiße fielen ihnen zum Opfer. Aus Furcht vor den Vergeltungsmaßregeln flohen jetzt die Schuldigen über den Pilcomayo auf argentinischen Boden. Verfolgt, gingen sie über den bolivianischen Wäldern. Die Sperrung der argentinischen Grenze stellte die ganze Lebensmittelversorgung der Mission in Frage. Um das Unglück voll zu machen, wurden drei Missionäre fieberkrank, einer von ihnen, Pater Stahl, erlag der Krankheit. Heuschreckenplage, Kirchenbrand, wiederholte Schließung der Schulen, verderblicher Einfluß der Soldaten auf die heidnischen Indianer kennzeichnen die Lage des verfloffenen Jahres. Schwer heimgejagt, doch ungebeugt gingen unsere Missionäre in das neue Jahr hinüber. Bereits haben sie eine Art Internat in San Leonardo eingerichtet, um die Kinder fern vom verderblichen Einfluß der Stammesangehörigen zu erziehen. (Fides.)

## Der letzte Franziskaner von Texas.\*

Eine geschichtliche Erzählung von Robert Streit, O. M. I.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Um den Hals wand sich eine Kette, die aus Krallen von allerlei Raubtieren zusammengefügt war. Born auf der nackten Brust

\* A. Laumannsche Verlagsbuchhandlung in Dülmen in Westfalen.

trug die Kette eine große, kupferne Medaille mit dem Bildnis der lieben Mutter Gottes. Die Brust war frei, und auf derselben war mit einer bläulichen Flüssigkeit das Bild eines Wiefels eingätzt worden. Der Anzug

des Indianers bestand aus den ausgefransten Leggin's (Beinkleider), den lebernen, mit Stachelschweinborsten besetzten Mokassins (Schuhe) und aus einem breiten, mit blinzelnden Knöpfen besetzten Gürtel, an welchem die aus heiligem Ton geschnitzte Friedenspfeife und der Tabakbeutel hing. Die Hände auf das doppelläufige Gewehr gestützt, hochausgerichtet, stumm und starr, stand der Indianer vor der Majestät des Todes, welche er hier schaute.

Recht ernste Gedanken mußten es sein, welche den betenden Mönch beschäftigten. Er seufzte tief auf, und seine Hand fuhr über die gefurchte Stirne, als sollte sie dort lästige Besucher verscheuchen. Jetzt blickte er auf.

„How! how!“ rief der Indianer vom Eingang der Höhle her. „Das Herz des Beters ist betrübt!“

Pater Diaz erhob sich und reichte dem Sprecher die Hand.

„Wumpantomie (das heißt weißes Wiesel) ist willkommen. Der Große Geist sendet ihn zur rechten Zeit. Das Auge Wumpantomies, des großen Häuptlings der Uddays, hat recht gesehen. Das Herz des Beters ist betrübt. Es trauert wie die Prärie nach dem verheerenden Brande. Kennt Wumpantomie dies Bleichgesicht, welches der Große Geist zu sich gerufen hat?“

Der Indianer trat näher und beugte sich über den Toten.

„How! how!“ kam es wieder über die Lippen des Häuptlings. „Wumpantomie kennt es, und alle seine Krieger kennen es. Es ist eines von den Bleichgesichtern mit gespaltener Zunge. Ihr Gesicht ist zwar bleich, aber ihr Herz ist schwarz. Es ist ein Feind des Beters und der Uddays . . .“

„Wumpantomie möge vergraben“, fiel ihm der Missionär ins Wort, „wie man vergräbt den Tomahawk nach dem Rauchen der Friedenspfeife, was er Böses von diesem Bleichgesichte weiß und erfahren hat. Es hat in Frieden seine Seele dem Großen Geiste zurückgegeben.“

„Das Bleichgesicht ist getötet worden“, fuhr der Indianer fort. „Der Skalp ist ihm genommen.“

„Von den roten Männern“, ergänzte kopfnickend der Mönch. „Die Kichis haben es überfallen und ihm die Seele genommen.“

„Das Bleichgesicht war nicht allein. Meine Krieger haben die Spur vieler Hufe gesehen.“

„Es waren ihrer mehrere.“

„Die Kichis sind feige Hunde und die Uddays tragen Verachtung gegen sie im Herzen. Aber dem Bleichgesichte ist recht geschehen. Auch Wumpantomie kann dasselbe und dessen Krieger nicht lieben. Sie haben den roten Männern die Beter genommen

Zm Dienst der Einwanderer und Ansiedler. — Die dienenden Schwestern, „Sisters of Service“, 1923 in Toronto gegründet, verdienen ihren Namen. Sie haben in diesen elf Jahren wirklich große Dienste in sozialer, hygienischer und erzieherischer Hinsicht geleistet, vor allem unter der fremden Bevölkerung Kanadas. Sie nehmen sich der neuankommenden Einwanderer an, suchen die Schiffe auf, schauen sich nach den Katholiken um, bieten den einwandernden Mädchen Unterkunft . . . Ihre Missionen reichen vom Atlantischen zum Stillen Ozean. Mit Autos, die ihnen einen großen Aktionsradius geben, fahren sie von ihren Stationen aus und nehmen sich der Kinder wie der Erwachsenen auf allen Gebieten seelischen und körperlichen Lebens an. (Fides.)



und haben die Kinder der Prärie zu Waisen gemacht. Die Beter meinten es gut mit dem roten Manne. Sie suchten ihn in der Prärie auf und versammelten ihn mit seinen Stammesgenossen bei ihren großen Steinhäusern. Sie erzählten ihm vom Großen Geiste, lehrten ihn beten und zeigten ihm die Künste der Bleichgesichter. Der rote Mann war glücklich bei ihnen. — Da kamen diese Bleichgesichter, vertrieben die Beter, zerstörten die großen Wigwams und stießen den roten Mann wieder hinaus in die wilde Prärie. Der rote Mann hat verlernt, zu beten und zu verzeihen. Er wird sich rächen.“

„Wumpantomie hat zwar zum Beter die Wahrheit gesprochen“, seufzte Pater Diaz, „aber seine Rede stieß ihm in die Seele wie das Horn eines Büffels. Soll der Mensch Rache nehmen? Mein ist die Rache“, spricht der Große Geist. „Ich werde vergelten einem jeden nach seinen Werken.“ Der Tomahawk ist das Unglück der Menschenkinder. Er ist wie das Messer der Erntesichel, das in die trockenen Halme fährt und niedermäht im Horne, was Bosheit und Neid aussäen. O läge er für ewige Zeiten tief unter der Erde begraben! Wie das unerfättliche Feuer die Blumen in der Prärie, so vertilgt er die roten Kinder an den Flüssen von Texas. O was ist aus den roten Kindern meines Herzens geworden?! Die Taube ward zum Geier, und der stößt nieder, wo immer er etwas Lebendes erblickt; er sättigt sich am Blute seiner Brüder.“

Eine Weile schwieg schmerzlich bewegt der Missionär. Dann richtete er sein Auge wieder auf den Häuptling und frug:

„Sind meine Kinder, die Abdays, noch auf gutem Wege?“

Der Indianer antwortete:

„Wumpantomie, der Häuptling der Abdays, sagt es: Die Abdays haben den Beter und seine Lehre nicht vergessen. Die Worte des Beters waren wie goldene Maiskörner, die er ausstreute, und die Abdays haben sie aufgefressen und keines ist ihnen verlorengegangen. Die Abdays verlangen, den Beter zu sehen und zu hören. Mit seinen Kriegern, die dort draußen im Walde lagern,

ist Wumpantomie dem Beter entgegengezogen.“

Dankend nickte Pater Diaz. „Der Beter war auf dem Wege zu den Abdays, seinen treuen Kindern. Da fand er dieses Bleichgesicht, und er wusch seine Seele. Vieles hat ihm das Bleichgesicht zu sagen gehabt, ehe es hinübergangen ist zum Großen Geiste. Der Beter wird zu Wumpantomie sprechen. Jetzt aber muß er erst den Leib des Toten begraben. Will Wumpantomie dem Beter helfen?“

„Wumpantomie wird seine Krieger herbeirufen und sie werden das tote Bleichgesicht in den Wald tragen.“

„Gut“, antwortete der Missionär, „Wumpantomie, tue es.“

Der Häuptling trat an den Eingang der Felsenhöhle zurück und ließ den Schrei des wilden Falken ertönen. Weithin erklang das Echo durch den stillen Wald. Kaum war es verhallt, da tauchten, wie aus der Erde gestampft, von allen Seiten dunkle Indianergestalten auf und sammelten sich vor der Höhle. Es waren die Abdayskrieger.

Die Abdays gehörten zu den zahlreichen Indianerstämmen, welche einst Texas bevölkerten. Aber wie so viele andere gehören sie heutzutage nur mehr der Vergangenheit an und nur noch die Geschichte kennt ihren Namen. Die Abdays waren mit den Bidays die ersten Indianer gewesen, unter denen die spanischen Franziskanermissionäre sich im östlichen Texas niederließen. Kein geringerer als der ehrwürdige Pater Antonio Margil war der Mann, welcher im Jahre 1716 die frohe Botschaft des Heils zum erstenmal den roten Kindern am Naches und an der Sabine verkündete.

Die Wigwams der Abdays standen damals von dem Trinity-River bis zur Sabine. Es war damals ein kräftiger Volksstamm, mit edler Naturanlage begabt, gewesen. Seine Krieger tauschten als die ersten des roten Volkes der Kreuzeslehre, und am spätesten blühte nach Aufhebung der Indianermissionen die ausgestreute Saat in ihren Herzen.

(Fortsetzung folgt.)